

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1928

189 (15.8.1928) Die Mußestunde

...den Namen des ...
...den Namen des ...
...den Namen des ...

...den Namen des ...
...den Namen des ...
...den Namen des ...

Der gläserne Turm

Von Frik Rosenfeld

Am Nordabzug des Eulengebirges, dort, wo die Wildbäche die Felsen durchbrechen und ihre schwarzen Wasser in weißen Gischt zerrieben, steht seit undenklichen Zeiten auf steilem Felsgrat ein schlanker Turm aus silberhellem Glas. Weitbin leuchtet er über das Land, das sich zu seinen Füßen breitet, und im goldenen Sonnenabglanz funkelt blutrot ein Rubin auf seiner Spitze. Wenn aber das Mondlicht weiß und weich seine gläsernen Wände umspült, dann wehen leichte Märchen um ihn, dann ist er wie ein Stern, der herabfiel zur Erde und im dichten Wald Dunkel einlam sein leuchtendes Leben verbaucht.

Der Wald, der sich zu jenem Turm in harten Schleißen emporwindet, ist heute kaum noch gangbar, verwachsen von Dornen-gestrüpp, von Schlangen umringelt und von uralten Bäumen, die ein Blühtrahl niederwarf, verstellt. Nur von fern kann man den Turm betrachten, aber auch von fern sieht man die kristallinen Stufen, die sich in seinem Innern feil zur Spitze emporheben. Opaline und smaragdne Stufen sind es, die sich schmal und hoch in scharfer Windung zur Höhe schrauben, der Glanz von Türkisen und Amethysten schwirrt besaubernd in die Weite und über dem Geklimmer der tausend wechselnden Farben ruht mächtig das gläserne Plateau, auf dem an bronzener Stange ein goldenes Scepter zum Sternenhimmel deutet, ein goldenes Scepter, in dessen Griff blutrot ein Rubin blüht — wie ein Wunder.

Die Wanderer, die über den Sattel ziehen, stehen stumm vor dem Turm und wissen sich dies seltsame Wunder nicht zu erklären. Der Silberglanz des spiegelnden Glases grüßte sie schon lange — und folgt ihnen wie ein treuer Schatten weißlich auf ihren Wegen. Seltener aber die Abendsonne auf den gläsernen Mauern des Turmes, klingen die Glocken im Tale, denn ist es, als lägen die gläsernen Wände ein silbernes Lied, ein hauchdünnes, träumerisches Lied, das leise fortzuschwingt durch den Abendfrieden und lachte, lachte am Horizont veräppelt.

Den kleinen Friedhof aber, der sich wie ein bunter Teppich am Fuße des Turmes ausbreitet mit seinen winzigen, ebernen Kreuzen, den sieht niemand, der des Weges zieht, vorüber am gläsernen Turm, am Abzug des Eulengebirges.

Frage man die Bewohner des Städtchens, das weiterhin im Lande liegt, nach dem Bewandnis, die es mit dem gläsernen Turme hat, so lächeln sie und geben keine Antwort. In ihren Gesichtern aber spiegelt sich der Stolz, und es leuchtet aus ihren Augen froh und lodend, wie der Rubin leuchtet hoch oben im Knauf des goldenen Scepters auf dem gläsernen Plateau des gläsernen Turmes.

Kann er frage ich verächtlich, bis endlich eines Tages ein alter Mann, nahe dem Tode und müde, mir stöhnend erzählte, was er von dem geheimnisvoll silberhellen Turme dort oben wußte.

Im grauer Vorzeit stand schon der Turm auf jenem Grat und der Urabn bereits hatte vergeblich versucht, sich einen Weg durch die Dornenbüschel zu bahnen, und der Urabn schon hatte schon und baunend die Sage vernommen, die sich an den gläsernen Turm knüpft, der einjam am Abzug des Eulengebirges wacht über dem weiten, jubelnden, lommendurmwobenen Tale.

Ein Wolf hatte einst hier gewohnt, das bedrückte ein grauer Tyrann, der von irgendwoher eines Tages gekommen war und dem sich das Volk unterworfen hatte, weil seine Rüstung so glänzend, sein Gefolge so reich, seine Rede so schmeichelnd und verheißend gewesen. Raum hatte er die Macht, als er wie ein Wolf in die Höhle der Bauern einfiel, raubte, was ihm gefiel, das Vieh horte, die Scheunen niederbrannte und die Weiber auf die Burg fortführte, die er sich hatte bauen lassen — an jener Stelle, an der heute der gläserne Turm steht. Die Bauern behielten kaum so viel, daß sie ihr Dasein notdürftig fristen konnten. Begehrte einer von den getretenen Bauern auf, höhnte ihn der Herr, die

...den Namen des ...
...den Namen des ...
...den Namen des ...

...den Namen des ...
...den Namen des ...
...den Namen des ...

...den Namen des ...
...den Namen des ...
...den Namen des ...

...den Namen des ...
...den Namen des ...
...den Namen des ...

...den Namen des ...
...den Namen des ...
...den Namen des ...

...den Namen des ...
...den Namen des ...
...den Namen des ...

...den Namen des ...
...den Namen des ...
...den Namen des ...

...den Namen des ...
...den Namen des ...
...den Namen des ...

...den Namen des ...
...den Namen des ...
...den Namen des ...

...den Namen des ...
...den Namen des ...
...den Namen des ...

...den Namen des ...
...den Namen des ...
...den Namen des ...

Der Nachtläufer

Vor längerer Zeit, als man noch fünfzehn oder sechzehn Stunden für den Meister arbeitete, war der Friedrich Behrjunge gewesen. Er konnte auf die Sohlen der Leute losklopfen, ohne daß es jemand wehe tat, als seinem sehr jungen Knecht. Wenn seine Augen einmal im Tale rastend die Glasstapel ausfindeten, so begreute er gewöhnlich denen des Meisters aus darin, die ihm deutlich lagen, was er darüber meine. Wenn Friedrich am Boden heruntertrat, um ihn frei zu machen, so ängelte er elktig am Fenster des Erdgeschosses hinaus. Da ging der riesenlange Schmieh vorbei, der immer einen verächtlichen Blick auf die Schusterbude hatte. Seine Sache war es nicht, zusammengebuddelt herumzusitzen. Die Klidride, die laut mit sich selbst sprach, ging auf die Stür. „Freilich“, meinte sie, „ein Gulden ist kein Groschen, und ein Groschen bin ich auch noch wert.“ Friedrich mußte jedesmal wieder lachen, wenn die Grotschende ihr Verslein sagte. Wenn er gerade ein paar Solznägel im Munde hatte, so mußte er sie auf die Schürze spucken, denn er wäre sonst erstickt. Am Nachmittage kam das Jüngferchen Franziska des Weges. Sie gehörte dem Schürze und hatte ein paar hochgehödelte Siefelchen, die kein Meister sehr fein gemacht hätte. Weil ihr Fuß darin kinderlein war, hob sie die Röde lo hoch, daß man ihn noch über dem Knöchel sehen konnte. Dann ging allerlei Weiber- und Männerzug über das Pflaster, das Friedrich nicht weiter interessierte.

Schließlich wurde es iden Tag Abend. Im Winter machte Friedrich nach seine Trinkselbdänge in der Dämmerung, im Sommer noch bei Tage, um 8 Uhr des Abends. Er trug die fertigen Siefel zu den Kunden und wurde von diesen mit einem Kreuzer, einem Groschen, sogar manchmal mit einem Scherl belohnt. Was seine „besten Kunden“ waren, das waren des Meisters schlechtesten Zuhler. Ein guter Freund von Friedrich war der Gerichts-Altuar. Dort klopfte er an, gab die Siefel ab und zog unter Entschuldigungen die Rechnung des Meisters heroor. Der Gerichts-Altuar lief in seine Stube, kam wieder entsetzt zurück und ludte erdrossen in seinen Taschen nach dem Sekretärhüßel. „Das ist doch ... nu, nu, wahrhaftig, da habe ich doch ...“ stammelte er und stürzte wieder fort, durchlöcherde die ganze Wohnung und fand doch den Schlüssel nicht. „Weißt du was“, sagte er, „geh hol den Schlüssel, der kann öffnen.“ Friedrich elkte nicht mehr, als er über der ersten Stiege herunter war, rief ihn der Gerichts-Altuar zurück: „Da habe ich gerade noch einen Groschen in der Westentasche gefunden. Nimm ihn!“ Das hält dich zu lange auf, den Schlüssel herbeizubringen.“

Seine Freundin war die Witwe. Sie führte ihn in die Stube hinein und kammerte: „Ja, wenn mein Mann selig das wüßte, wie spät ich immer meine Pension bekomme. Schon vierzehn Tage sind verstrichen, und noch ...“ Hier ersticke ihre Stimme unter Tränen. Friedrich rebete ihr trotzig aus, er legte die Rechnung schütdert auf den Tisch. Dann betrachtete er den finken Bürchen, der im Bilde an der Wand hing. Die Augen der Witwe folgten seinem Bild. Dann seufzte sie: „Ja, das ist mein einziger Sohn, der Leopold, der in Straßburg studiert. Die stotten hohen Siefel sind auch von deinem Meister. Der gute Leopold läßt alles von unterm heimlichen Meister machen, damit ihn das Leben nicht zu teuer kommt.“ Ja, ja, die Pension.“ Friedrich hand dabei und nichte, es fiel ihm ein, daß die Leute sagten, die Witwe schide ihr Hab und Gut nach Straßburg, dem guten Leopold, der dort allzu flott lebe. Die Witwe flehte dem Friedrich einen Sechser in die Tasche und führte ihn wieder zur Türe.

Die Freundschaft zwischen Friedrich und dem Gerichts-Altuar wurde später vom Meister groß getrißen. Das Garten auf sein Geld hatte den Meister so verdorren, daß er den Kunden auf eine neue Art zahlungsfähig machte. Auf der Promenade traf er den Herrn Gerichts-Altuar und sprach zu ihm: „Achseln, d. h. ein Ästel des Gehalts pfänden, geht nicht mehr. Und sonst haben Sie auch nichts zum Pfänden. Aber eines kann ich: wenn nicht alle Ersten des Monats ein Gulden kommt, dann verbaue ich Sie dumberdieschlich.“ Jetzt kam der Gulden pünktlich, blieb er aber einmal aus, dann küßerte der Meister dem Herrn auf der Straße zu: „Das Verprechen gilt allemal noch.“ Er machte eine Geste dazu, und am nächsten Tage war der Gulden abgeliefert.

Trotzdem blieben dem Friedrich aber noch viele gute Kunden. Wenn er an den heißen Abenden sein Wamschen froh mit Kreuzer und Groschen geschid batte, so lief er nach dem Müßbich, um im kühlen Wasser zu schwimmen und zu tauchen. Sinter des Floßstämme, die am Ufer aufgeschid waren, zog er sich aus. Dann hing er das Hemd, die Hosen und den Kittel auf, stellte das Strohhütchen und die Siefel dazu und sprang gleich kopfüber in den

...den Namen des ...
...den Namen des ...
...den Namen des ...

...den Namen des ...
...den Namen des ...
...den Namen des ...

...den Namen des ...
...den Namen des ...
...den Namen des ...

...den Namen des ...
...den Namen des ...
...den Namen des ...

Welf und Wissen

Männer- und Frauenblut. In gewissen Nordfällen erwies es sich als wichtig, festzustellen, ob einige Blutstropfen von einem Mann oder einer Frau herrühren, und dabei fand man zunächst vor einem unlöslichen Problem. Der russische Arzt G. D. Manoiloff hat darauf hin ein besonderes Verfahren ausgearbeitet über das R. Kowoloff in der Leipziger Illustrierten Zeitung berichtet. Seine Methode ist verhältnismäßig einfach. Das geronnene Blut wird mit einer etwa dreifachen Menge einer Salzlösung umgerührt; diese Salzlösung ist gerade so verdünnt wie in unterm Blut. Dann werden noch einige Tropfen von anderen Lösungen, fünf an der Zahl, hinzugegeben. Die zweite der hier verwendeten Lösungen ist ein Farbstoff, der Dahlia genannt wird. Dieser Farbstoff verändert sich in einer gewöhnlichen Lösung, die kein Blut enthält löset, daß die Lösung ganz farblos ist. Wenn dagegen Blut in der Lösung ist, dann wirkt Dahlia beim Männer- und Frauenblut verschieden.